

Gastkolumne

Die alten
Leiden
der jungen
Forscher

Es gibt wenig Konservativeres als eine Universität. Ändern wird sich das erst, wenn der akademische Nachwuchs davonläuft



Caspar Hirschi

Universitäten sind stockkonservative Innovationsmaschinen. Ihre Funktionslogik entspricht dem Gegenteil des Überlebensmottos, das Giuseppe Tomasi di Lampedusa im «Gattopardo» dem revolutionsgeplagten Fürsten Tancredi in den Mund legt: «Wenn alles bleiben soll, wie es ist, muss sich alles verändern.» Für Universitäten gilt dagegen: «Wenn sich alles verändern soll, muss alles bleiben, wie es ist.» Sie haben starre Strukturen, damit das Forschungspersonal seine Erneuerungskraft auf das einzig Wichtige richten kann: den Erkenntnisfortschritt. Die Geschichte ihrer wissenschaftlichen Leistungen gibt ihnen recht. Universitäten sind mit ihrem strukturellen Konservatismus gut gefahren. Mit besonderer Hingabe betreiben globale Spitzenuniversitäten die Pflege alter Zöpfe. In den beiden Cambridge dies- und jenseits des Atlantiks wird die Zukunft buchstäblich aus vormodernen Gemäuern und Gebräuchen gestaltet. So erkenntnisförderlich das Festhalten am Bestehenden grundsätzlich ist, es birgt auch Gefahren. Universitäten sind nur bedingt in der Lage, Probleme zu lösen, die sie schaffen. So kommt es in zentralen Bereichen zur ewigen Wiederkehr derselben Diskussionen, mit zermürbenden Folgen für

die Betroffenen und schleichenden Schäden im universitären Gebälk. Ihr grösstes Problem ist die prekäre Situation junger Forschender. Zurzeit nehmen Doktorierende und Postdocs in Deutschland und der Schweiz wieder einen Anlauf, um die Unsicherheiten und Abhängigkeiten ihres Daseins zu überwinden. Auch sie stehen in einer langer Tradition versandeter Initiativen, und entsprechend schwach ist die Hoffnung auf Besserung. Es lohnt sich, diese Initiativen genauer anzuschauen, denn das Muster des Misserfolgs war meist dasselbe. Einer der mutigsten Pioniere der Universitätskritik von unten ist heute fast vergessen. 1962 erschien in Zürich eine Streitschrift mit dem Titel «Hochschule wohin?». Autor war Uli Steinlin, ein junger Astronom, der nach dem Doktorat ein paar Jahre in Berkeley geforscht hatte, bevor er in die Ordinarien-oligarchie der Universität Basel zurückkehrte. Thema der Schrift war die «kümmerliche Stellung», die ein junger Wissenschaftler «an unseren Hochschulen einzunehmen gezwungen ist». Was war aus Steinlins Sicht zu tun? Er forderte vor sechzig Jahren das Gleiche, was noch heute im Raum steht: einen massiven Ausbau von Assistenzprofessuren und einen moderaten Abbau von Lehrstühlen, damit die Professorenschaft insgesamt grösser und der Flaschenhals zu den Professuren breiter werde. Steinlin gab auch gleich eine Erklärung, warum daraus wohl nichts werde. Zwar versuche der Nationalfonds, «mit der Einrichtung von Assistenzprofessuren einen erfreulichen Schritt in die richtige Richtung zu unternehmen», aber er laufe Gefahr, «nach einem Zehntel des Weges» stehen zu bleiben: «Man glaubt, bereits etwas Rechtes

“
«Es kommt nicht auf den Käfig an, solange der Vogel singen kann!», schrieb einst der Gründungsvater des Nationalfonds.

oder gar Vorbildliches geleistet zu haben, wenn man an jeder Universität vielleicht drei oder vier solcher Stellen geschaffen hat.» Um die Strukturen zu bewahren, übertüncht man Probleme mit Kosmetik. Steinlin ward die Ehre zuteil, vom renommiertesten Wissenschaftsorganisator der Nachkriegszeit öffentlich abgekanzelt zu werden. Alexander von Muralt, Gründungsvater des Nationalfonds, diagnostizierte in einer Replik in der NZZ bei Steinlin eine «erschreckende Unkenntnis dessen, was zurzeit in den Hochschulen auf dem Gebiet von zusätzlichen Professuren im Entstehen begriffen ist». So habe die ETH acht (!) Assistenzprofessuren geschaffen. Der Beteuerung, das Problem sei fast gelöst, schickte er die Behauptung nach, es bestehe gar kein Problem. Auf Steinlins Kritik, die Ausstattung für Jungforscher sei zu kärglich, entgegnete von Muralt: «Ist die Beschränkung der Mittel nicht gerade ein Stimulus für originelle Köpfe, eigene und neuartige Lösungen zu suchen?» Die Antwort gab er gleich selbst: «Es kommt nicht auf den Käfig an, solange der Vogel singen kann!» Der Ton ist mittlerweile sanfter, das Verständnis grösser geworden. Und ja, es hat Fortschritte gegeben. Die Zahl der Assistenzprofessuren bewegt sich nicht mehr im instelligen Bereich. Darunter aber ist das Prekariat noch stärker gewachsen. Das Grundproblem ist ungelöst und bleibt wohl bestehen, bis junge Forschungstalente mit den Füissen abstimmen. Erst wenn Universitäten nicht mehr genug Begabte finden, die sich jahrelang ausbeuten lassen, werden sie zum Strukturumbau gezwungen sein. Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.



Medienkritik

Staatlich
unterstützte
Trägheit



Felix E. Müller

Das Online-Magazin «Republik» ist eine Erfolgsgeschichte. Dank 28 000 Abonnentinnen und Abonnenten gelingt es dem werbefreien, politisch links verorteten Webportal seit fast vier Jahren, über die Runden zu kommen, was angesichts des stattlichen Personalbestands anspruchsvoll ist. Eine wenig beachtete Leistung der «Republik» ist es zudem, im linken Lager als Modell für die Medienzukunft zu gelten. SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga hat sich bei der Konzeption des neuen Mediengesetzes von diesem Vorbild leiten lassen. Für die Parteien von Grünen über SP bis zur GLP stellt es die Zukunft dar, weil sich so die Position der grossen - meist nicht sehr linken - Medienhäuser am besten angreifen lässt. Im Kontrast dazu fällt die konkrete publizistische Leistung der «Republik» eher enttäuschend aus. Der Inhalt wirkt, wenn auch in Einzelfällen überraschend, ziemlich disparat, Konzessionen an den woken Zeitgeist wechseln mit teils langfädigen Essays ab, Primeurs sind selten. Zudem ist das Angebot bemerkenswert unpolitisch, was erstaunt angesichts der Tatsache, dass es sich um das Lieblingsmedium der urbanen Linken handelt. Vor allem aber ist der Output der Redaktion bescheiden. Täglich werden nicht mehr als drei neue Beiträge publiziert, zuweilen auch nur deren zwei. Nicht selten stammen diese noch von externen Mitarbeitern, was die Frage nach der Leistung der etwa 25 Redaktörinnen und Redaktoren zusätzlich akzentuiert. Erstaunlich ist deswegen, dass Chefredaktor Christof Moser die Erschöpfung der Redaktion als Problem bezeichnete. Hilfe naht nun aber in Form von staatlichen Subventionen - was die Produktivität bestimmt nicht verbessern wird. So könnte die «Republik» auch zum Modell für eine staatlich optimierte Work-Life-Balance werden.

Felix E. Müller ist Senior Advisor des SEF und daneben publizistisch tätig.

51 Prozent

Wie starke Männer den Fortschritt verhindern



Nicole Althaus

Fast hat man während der Pandemie das Geräusch der Trolleys vergessen, die jetzt wieder durch Bahnhöfe und Städte rollen: das gleichmässige Rattern kleiner Räder auf Asphalt, das Rumpeln von Koffern, die über die Pflastersteine der Altstadt gezogen werden, das dumpfe Gepolter, wenn sie über Randsteine scheppern. Die rollenden Koffer prägen die Stadtkulisse zur Ferienzeit wieder so selbstverständlich, dass man darob gern vergisst, wie jung dieses Produkt ist. Und warum Männer lange lieber schleppten statt wagen. Der Rollkoffer ist ein Mysterium, über das Ökonomen und Innovationsspezialistinnen bis heute rätseln. 1972 befestigte der Vizepräsident eines amerikanischen Gepäckherstellers vier

Rollen eines Garderobenschrankes an der Unterseite seines Koffers, montierte seitlich ein flexibles Band zum Ziehen und meldete seine Erfindung unter dem Namen «Rolling Luggage» zum Patent an. Das war rund 5000 Jahre nach der Erfindung des Rades. Der Mensch ist erst in einen Zug und ins Auto gestiegen, er ist in einer Rakete auf den Mond geflogen, bevor er aufgehört hat, sein Gepäck in der Weltgeschichte herumzutragen. Warum bloss - so muss man sich fragen - waren wir so lange blind für das Naheliegendste? Verschiedene Bücher und Texte versuchen darauf eine Antwort zu finden. Der Trolley ist mittlerweile zu einer Parabel geworden für ein menschliches Phänomen: Die simpelste Lösung wird gern übersehen. Das Gleiche gilt auch für die simpelste Antwort auf diese Frage. Bei der Aufarbeitung der Geschichte des Trolleys war man nämlich auch blind für die naheliegende Tatsache, dass das Geschlecht menschliche Innovationen steuern könnte. Katrine Marçal hat exakt das in ihrem neuen Buch «Mother of Invention» minuziös aufgearbeitet: In Bildarchiven ist die Autorin auf Fotos gestossen, die Frauen zeigen, wie sie ihren Koffer

hinter sich herziehen. Und Recherchen beweisen, dass bereits 1940 in britischen Zeitungen für ein Rädersystem geworben wurde, das sich an der Unterseite des Koffers befestigen liess. Der portable porter, eine Frühform des Trolleys, existierte also schon Jahrzehnte vor seiner offiziellen Patentierung. Doch das Hilfsmittel wurde übersehen. Ein richtiger Mann trug seinen Koffer selber. Und ein richtiger Gentleman obendrein auch noch den seiner Frau. Dass das schwache Geschlecht auch allein verreisen könnte, wurde von der Gepäckbranche ignoriert. Vielleicht, so fragt sich deshalb Katrine Marçal, war weniger die Blindheit der Menschen für das Offensichtliche schuld an der verspäteten Erfindung des Rollkoffers, sondern ihre Blindheit für Geschlechterstereotype? Mit anderen Worten: Hat man das Marktpotenzial des Rollkoffers vielleicht so lange ignoriert, weil das Schleppen von schweren Dingen als männlich gilt? Die erstaunlich kurze Geschichte dieser erstaunlich simplen Erfindung lässt exakt dies vermuten: In der Anfangszeit seiner Existenz wurde der Koffer auf Rollen nämlich als Weibersache abgetan, und verschie-

“
In der Anfangszeit seiner Existenz wurde der Koffer auf Rollen als Weibersache abgetan.

dene Warenhäuser wollten ihn nicht einmal in ihr Sortiment aufnehmen. Die Hälfte der Menschheit war ihnen nicht Kundschaft genug. Auch das ist historisch verbrieft. Und noch 1984, gut zehn Jahre nach seiner Patentierung, muss der Rollkoffer im Hollywoodfilm «Auf der Jagd nach dem grünen Diamanten» als unpraktischer Weiberkram gehalten, den Kathleen Turner zum Ärger des Helden Michael Douglas unbedingt in den Dschungel mitschleppen will. Erst 1987, als der US-Pilot Robert Plath den kleinen Trolley kreierte, den Geschäftsmänner als Handgepäck ins Flugzeug mitnehmen konnten, hat er sich auf dem Markt durchgesetzt. Der Trolley ist nicht das einzige Beispiel dafür, wie Geschlechterstereotype die Geschichte beeinflussen. Der Elektromotor fürs Auto ist einst weniger an seiner geringen Reichweite gescheitert, sondern wegen seines Images: Benziner waren lauter, schneller, gefährlicher und galten darum als - männlicher. Erst der Tesla konnte dieses Klischee beerdigen.

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».